

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samstag, den 16. Juli 1932

Nummer 43

Der sechste Finger / Erzählt von Georg Wagener

Am Montezumas Thron.

Einer Begebenheit nachzählt von Peter See.
Die amtlichen Urkunden über das mexikanische Kaiserreich sind durch den schriftlichen Nachlass eines der Überlebenden von Cuernavaca, des letzten Freundes des kaiserlichen Kaisers — Oberst Paul von See —, authentisch erweitert worden. Erste Historiker wollen darin feststellen, daß Maximilian einen Sohn hatte. Nachstehende Erzählung ist eine Schilderung der Begegnung zwischen Vater und Sohn, soweit sie sich an Hand des gefundenen Materials darstellen läßt.

Oberst von See schied sich am Abchied zu nehmen. Morgen soll Maximilian erschossen werden. Ein letzter Besuch ist allen gestattet, die noch in seiner Nähe weilen. Die Wachen haben Anweisung, jeden zu dem Verurteilten vorzulassen, der danach verlangt.

Das Gefängnis, in dem Maximilian haust, gehört zu einer von einem gedeckten Gang umgebenen Weibbahn. Seit man wissen, was die frommen Padres mit diesem kaiserlichen Institut zu schaffen haben. Drei Türen führen ins Innere der Zelle. Man hat dem Kaiser die Aufmerksamkeit erwiesen, ihm einen eigenen Raum zu geben, dessen Einlass mit einer Portiere verhängt ist.

Der Oberst begleitende Offizier zeigt auf diesen Vorhang und zieht sich zurück.

Der Oberst will eben anklopfen, da ist ihm, als höre er unterdrücktes Schluchzen. Er steht und lauscht... läßt langsam die Portiere auf, aber er konnte im Augenblick den Unterschied nicht ablesen, und außerdem sagte erjenige, der ihm den Rat erteilte hatte: „Sehen Sie doch, ob Sie keinen Namen in der Portiere finden.“

Der Oberst schaute den Rat. Das erste, was ihm in die Hand fiel, war die Kinnknochen einer schmalen Frau. Der Oberst dachte nicht, was ihm an dieser Hand hingefallen. Er dachte nur, daß sie nicht so war wie bei anderen Menschen, aber er konnte im Augenblick den Unterschied nicht ablesen, und außerdem sagte erjenige, der ihm den Rat erteilte hatte: „Sehen Sie doch, ob Sie keinen Namen in der Portiere finden.“

So konnte der Oberst schon bald darauf dem Kaiser sein Eigentum zurückgeben. Und weil der Kaiser dankbar war, so benutzte der Kaiser die günstige Gelegenheit, um vielleicht etwas erfahren zu können: „Als ich vorhin in der Portiere nach dem Namen des Verurteilten suchte, fiel mir eine Kinnknochen in die Hand. Ich bin ein phantastischer Mensch und denke mir, hinter dieser Kinnknochen könnte eine interessante Geschichte stehen.“

Die Aufforderung war deutlich genug. Zuerst schenkte er, als wollte er die Kinnknochen nicht sehen. Doch dann sah er, daß er dadurch die Kinnknochen der anderen nur feigern würde. So lag er mit einer Kinnknochen, als hätte er irgend welche Verpflichtungen damit für immer abzuwickeln: „Sie haben recht. Die Geschichte, die hinter dieser Kinnknochen steht, ist interessant, zum mindesten für mich. Wie Sie schon entdeckt haben werden, komme ich aus Mexiko, und bin ein phantastischer Mensch und denke mir, hinter dieser Kinnknochen könnte eine interessante Geschichte stehen.“

„Das ist ein edler Mensch! Mein lieber George, ich erkenne die Größe Ihres Opfers vollkommen an; indessen, ich kann es nicht annehmen. Begreifen Sie, ich kann, ich mag nicht feige sein.“

„Und wenn ich mich weigere zu gehen, Sir? Weigere ich mich, die Kinnknochen nicht länger vorzutragen?“

„Die Augen des jungen Schiffslieutenants glühten rötlich.“

Der Kaiser, ernst: „Ich kenne diese Gründe nicht, George.“

George, schmerzhaft erregt: „Und meiner Mutter Herz... Sie haben es eben so wenig verstanden.“

Der Kaiser, sehr unruhig: „Ihre... Mutter... Herz?“

„Oh, es darf stolz sein auf diesen Sohn.“

George, vom Sturm ungeheurer Erregung geschüttelt: „So sagt Ihnen dieser Knabe, der alles, was er begehrt, vor Ihnen niederlegen möchte... sagt Ihnen nicht, wer seine Mutter ist?“

Der Kaiser, schmerzhaft im Gesicht, taumelt auf ihn zu: „Ihre Mutter... sagen Sie... natürlich ist sie nicht...“

„...eine Gräfin Zell? Sie ist es.“

Maximilians Augen sind erloschen. Nur das Auge, das flackernd, weit aufgerissene Auge lebt an ihm. Keiner Bewegung fähig, starrt der Verurteilte auf den jungen Menschen hin. Das Schicksal meint es hart mit ihm. Dieser — Ghibis Sohn... sein und Ghibis Sohn? Er wußte, daß die kleine ungarische Königin ihm ein Kind geboren hatte, nie hatte er es gesehen. Es waren seine letzten Jahre, er damals nicht viel älter als dieser hier. Die Geliebte heiratete dann den englischen Heerführer, aber ihr Bild lebte als glühendes, buntes Geheimnis in seinem Herzen fort.

Ghibis Sohn... Maximilian richtet sich auf, nimmt Georges Kopf in beide Hände, schaut ihm lange in die Augen.

„So also muß ich mich gewinnen? Sohn — mein Sohn.“

„Jugend verfluchtene Vergeßlichkeit will ihn überwinden.“

„Vater“, flammte George. In seinen Augen straßte der Kaiser glänzende Freude. „Ich kante Sie, Vater, noch bevor die Mutter mich auf die Stimme meines Blutes laufen ließ.“

„Und fandest doch zu spät den Weg zu mir.“

„Ich wußte, daß die Stunde kommen würde. Zu spät? Ich weiß, was dieser Augenblick von mir zu fordern hat.“

„Nichts davon! Du bist jung. Du wirst leben. Du trägst mein Blut verjüngt in deinen Adern. Siehe, das ist viel, unfassbar viel für mich, der zu hoffen aufgehört hatte. Das Schicksal spendet doch noch Gnade.“

„Vater, lieber Vater!“ George blickt aufweinend den Kopf an Maximilians Brust.

„Höre“, murmelt der Kaiser mit seltsam verglänntem Gesicht, „höre, George, mein Kind: Dein Vater kann Dir nichts als den Segen eines Sterbenden schenken. Daß ich Dein Vater bin — es macht mich unendlich glücklich. Daß ich es bald nicht mehr sein werde, das zieht mich zu Boden. Geschenk und Raub in einer kurzen Stunde.“

Maximilian fährt dem Knaben mit einer zarten Gebärde über das Haar: „Und Deiner Mutter — geht es ihr gut?“

„Sie antwortet nicht und wollen nicht antworten!“

„Kommt Ghibi“, ruft Maximilian. „Bringe ihr Grüße, Du. Hast Du? Ich habe Deine Mutter nie vergessen können.“

„Ich habe wohl, George, ich habe wohl...“

„Sir! Bei Legethoh sind Sie auf österreichischem Boden!“

„Ich kann nicht, George. So begreife mich doch. Begib Dich ruhig an Bord zurück. Sage dem Admiral, er soll nach dem schönen Österreich zurückfahren, er soll mit mein liebes Witzen grüßen. Denn wisse, ich werde nicht ein Ghibis, noch ein Ghibis, noch ein Ghibis sein.“

„Es gibt Sohnespflichten“, beharrt, glühend vor Trotz, George. „Auch ich bin ein Ghibis, und dennoch heißen Sie mich Ghibi.“

„Starkopf, lieber! Das Leben wird Dir schon noch freundlicher erscheinen. Rasse dich, gehe jetzt, nimm mit nicht den letzten Rest von Deiner, denn ich so bitter bedarf. Nein, nicht so, George! Laß Dich ruhig! Laß Dich ruhig! Und Dank für Deine Güte. Er zieht ihn hastig an seine Brust, läßt ihn ab von ihm. Es ist zu viel. Er erregt es nicht. „Ich habe wohl, George, ich habe wohl...“ Seine Stimme ist dunkel und leiser. Die Hand winkt letzten Abschied... zuckend, flatternd fällt sie herab.

Im kleinen Seebad, wo bald jeder den anderen kennen lernte, mußten diese beiden Menschen aufpassen. Denn sie sprachen ein hartes Deutsch, wie es Osten und Westen eigenartig ist, sie kümmerten sich nicht um die übrigen Sommergäste und gingen meistens auf einsamen Wegen wie ein Liebespaar. Dabei hatten sie sich als Vater und Tochter in das Fremdenbuch eingetragen, und ihre Züge verrieten deutlich die Verwandtschaft.

Man wußte nichts Näheres von den beiden, und deshalb bildeten sie den Mittelpunkt des Interesses, deshalb suchte man das Geheimnis, das man witterte, zu ergründen.

Die Bemühungen waren erfolglos geblieben, hätte nicht ein Zufall den Neugierigen geholfen. Eines Tages nämlich fand ein Sommergast neben einer Bank abseits vom großen Badeplatz eine Brieftasche. Er fragte ein paar Spaziergänger, ob sie vielleicht wüßten, wer die Tasche verloren haben könnte. Doch keiner vermochte eine Auskunft zu geben. Einer meinte nur: „Sehen Sie doch nach, ob Sie keinen Namen in der Brieftasche finden.“

Der Sommergast befolgte den Rat. Das erste, was ihm in die Hand fiel, war die Kinnknochen einer schmalen Frau. Der Oberst dachte nicht, was ihm an dieser Hand hingefallen. Er dachte nur, daß sie nicht so war wie bei anderen Menschen, aber er konnte im Augenblick den Unterschied nicht ablesen, und außerdem sagte erjenige, der ihm den Rat erteilte hatte: „Sehen Sie doch, ob Sie keinen Namen in der Portiere finden.“

So konnte der Oberst schon bald darauf dem Kaiser sein Eigentum zurückgeben. Und weil der Kaiser dankbar war, so benutzte der Kaiser die günstige Gelegenheit, um vielleicht etwas erfahren zu können: „Als ich vorhin in der Portiere nach dem Namen des Verurteilten suchte, fiel mir eine Kinnknochen in die Hand. Ich bin ein phantastischer Mensch und denke mir, hinter dieser Kinnknochen könnte eine interessante Geschichte stehen.“

Die Aufforderung war deutlich genug. Zuerst schenkte er, als wollte er die Kinnknochen nicht sehen. Doch dann sah er, daß er dadurch die Kinnknochen der anderen nur feigern würde. So lag er mit einer Kinnknochen, als hätte er irgend welche Verpflichtungen damit für immer abzuwickeln: „Sie haben recht. Die Geschichte, die hinter dieser Kinnknochen steht, ist interessant, zum mindesten für mich. Wie Sie schon entdeckt haben werden, komme ich aus Mexiko, und bin ein phantastischer Mensch und denke mir, hinter dieser Kinnknochen könnte eine interessante Geschichte stehen.“

„Das ist ein edler Mensch! Mein lieber George, ich erkenne die Größe Ihres Opfers vollkommen an; indessen, ich kann es nicht annehmen. Begreifen Sie, ich kann, ich mag nicht feige sein.“

„Und wenn ich mich weigere zu gehen, Sir? Weigere ich mich, die Kinnknochen nicht länger vorzutragen?“

„Die Augen des jungen Schiffslieutenants glühten rötlich.“

Der Kaiser, ernst: „Ich kenne diese Gründe nicht, George.“

George, schmerzhaft erregt: „Und meiner Mutter Herz... Sie haben es eben so wenig verstanden.“

Der Kaiser, sehr unruhig: „Ihre... Mutter... Herz?“

„Oh, es darf stolz sein auf diesen Sohn.“

George, vom Sturm ungeheurer Erregung geschüttelt: „So sagt Ihnen dieser Knabe, der alles, was er begehrt, vor Ihnen niederlegen möchte... sagt Ihnen nicht, wer seine Mutter ist?“

Der Kaiser, schmerzhaft im Gesicht, taumelt auf ihn zu: „Ihre Mutter... sagen Sie... natürlich ist sie nicht...“

„...eine Gräfin Zell? Sie ist es.“

Maximilians Augen sind erloschen. Nur das Auge, das flackernd, weit aufgerissene Auge lebt an ihm. Keiner Bewegung fähig, starrt der Verurteilte auf den jungen Menschen hin. Das Schicksal meint es hart mit ihm. Dieser — Ghibis Sohn... sein und Ghibis Sohn? Er wußte, daß die kleine ungarische Königin ihm ein Kind geboren hatte, nie hatte er es gesehen. Es waren seine letzten Jahre, er damals nicht viel älter als dieser hier. Die Geliebte heiratete dann den englischen Heerführer, aber ihr Bild lebte als glühendes, buntes Geheimnis in seinem Herzen fort.

Ghibis Sohn... Maximilian richtet sich auf, nimmt Georges Kopf in beide Hände, schaut ihm lange in die Augen.

„So also muß ich mich gewinnen? Sohn — mein Sohn.“

„Jugend verfluchtene Vergeßlichkeit will ihn überwinden.“

„Vater“, flammte George. In seinen Augen straßte der Kaiser glänzende Freude. „Ich kante Sie, Vater, noch bevor die Mutter mich auf die Stimme meines Blutes laufen ließ.“

„Und fandest doch zu spät den Weg zu mir.“

„Ich wußte, daß die Stunde kommen würde. Zu spät? Ich weiß, was dieser Augenblick von mir zu fordern hat.“

„Nichts davon! Du bist jung. Du wirst leben. Du trägst mein Blut verjüngt in deinen Adern. Siehe, das ist viel, unfassbar viel für mich, der zu hoffen aufgehört hatte. Das Schicksal spendet doch noch Gnade.“

„Vater, lieber Vater!“ George blickt aufweinend den Kopf an Maximilians Brust.

„Höre“, murmelt der Kaiser mit seltsam verglänntem Gesicht, „höre, George, mein Kind: Dein Vater kann Dir nichts als den Segen eines Sterbenden schenken. Daß ich Dein Vater bin — es macht mich unendlich glücklich. Daß ich es bald nicht mehr sein werde, das zieht mich zu Boden. Geschenk und Raub in einer kurzen Stunde.“

Maximilian fährt dem Knaben mit einer zarten Gebärde über das Haar: „Und Deiner Mutter — geht es ihr gut?“

„Sie antwortet nicht und wollen nicht antworten!“

„Kommt Ghibi“, ruft Maximilian. „Bringe ihr Grüße, Du. Hast Du? Ich habe Deine Mutter nie vergessen können.“

„Ich habe wohl, George, ich habe wohl...“

„Sir! Bei Legethoh sind Sie auf österreichischem Boden!“

„Ich kann nicht, George. So begreife mich doch. Begib Dich ruhig an Bord zurück. Sage dem Admiral, er soll nach dem schönen Österreich zurückfahren, er soll mit mein liebes Witzen grüßen. Denn wisse, ich werde nicht ein Ghibis, noch ein Ghibis, noch ein Ghibis sein.“

„Es gibt Sohnespflichten“, beharrt, glühend vor Trotz, George. „Auch ich bin ein Ghibis, und dennoch heißen Sie mich Ghibi.“

„Starkopf, lieber! Das Leben wird Dir schon noch freundlicher erscheinen. Rasse dich, gehe jetzt, nimm mit nicht den letzten Rest von Deiner, denn ich so bitter bedarf. Nein, nicht so, George! Laß Dich ruhig! Laß Dich ruhig! Und Dank für Deine Güte. Er zieht ihn hastig an seine Brust, läßt ihn ab von ihm. Es ist zu viel. Er erregt es nicht. „Ich habe wohl, George, ich habe wohl...“ Seine Stimme ist dunkel und leiser. Die Hand winkt letzten Abschied... zuckend, flatternd fällt sie herab.

solten mir folgen, sobald ich ihnen drüben in Südamerika ein Heim bieten konnte.

Der Abschied fiel uns nicht leicht. Denn meine Frau sollte in wenigen Monaten ihrer schweren Stunde entgegen sehen. Aber ich durfte nicht länger zögern, weil jeder verlorene Tag meine Aussichten im neuerschlossenen Reichgebiet Argentiniens stark vergrößerte.

Meine Frau habe ich nie wieder gesehen. Der Krieg kam und unterbrach jede Verbindung zwischen uns. Ich arbeitete und arbeitete, teils um die Unruhe zu unterdrücken, die in mir war, teils weil ich sah, daß ich in der Zeit des Warenaufschlags reich vorwärts kommen konnte. Ich hatte Erfolg, konnte das Mutterschaftsrecht auf ein neues Delfeld erwerben.

Dann kam der Waffenstillstand. Ich stellte sofort Nachforschungen nach meiner Frau an. Doch im Baltikum ging damals alles drunter und drüber, und ich konnte keine Nachricht erhalten. Als endlich einigermassen Ruhe und Frieden eingetreten waren, gab man mir Auskunft: Man schickte mir kurzerhand eine Abschrift des Totenheimes für meine Frau! Sie war während der Revolution gestorben.

Da ließ ich meine Bohrtürme in Argentinien stehen und fuhr in die Heimat. Denn ich wollte wenigstens meine Kinder wieder haben, den Jungen und das andere Kind, das doch im Anfang des Krieges geboren sein mußte und das ich noch gar nicht kannte.

Es dauerte ein halbes Jahr, bis ich in Russland meinen Jungen fand. Er war durch zehn oder zwanzig Hände gegangen und hatte seit Jahren kein freundliches Wort mehr gehört. Ich fürchtete zuerst, die Freude, als er mich sah, würde ihm den Rest geben. Doch er erholte sich, und dann verließ ich mit ihm so rasch wie möglich das Land, das für das Kind zur Hölle geworden war; ich schaffte meinen Jungen nach Argentinien.

Erst langsam stellte sich dort die fast ganz verschwundene Erinnerung wieder ein. Der Junge konnte mir erzählen, daß eine kleine Schwester gekommen war, und dann erinnerte er sich auch an etwas Auffälliges: Das Kind hatte an der linken Hand sechs Finger gehabt.

Die wenigen Angaben benutzte ich, um Nachforschungen nach meiner unbekannten Tochter anzustellen. Im Verlaufe von Jahren gab ich mir Mühe, aus, um alle Spuren zu verfolgen, die hier und dort auftauchten und immer irgendwo ergebnislos endeten. Ich konnte Zehntausende opfern, weil ich glücklich sein wollte. Aber das ständige vergebliche Suchen nach der Mädchenhand mit den sechs Fingern fraß an meinen Nerven. Ich konnte es dort drüben in Argentinien nicht mehr

aushalten, und vor jetzt einem halben Jahre fuhr ich nach Russland nach Russland. Ich ließ den Jungen, der sich im Geschäft eingearbeitet hatte, in seiner neuen Heimat zurück, um ihm das Wiedersehen mit der Hölle seines unglücklichen Lebensjahres zu ersparen.

Ich forschte nun in ganz Russland nach der Hand mit dem sechs Fingern. Ich besuchte alle Wälder, alle dunklen Großstadtdörfer und fand nichts. Ich war am Verzweifeln.

Ein Tage, bevor ich Moskau verlassen wollte, ging ich durch die Wälder, um dort im Ausländerladen etwas zu kaufen. Wie immer stand ein Dutzend Frauen und Mädchen in zerklüfteten Kleidern vor dem Geschäft und bot Kleingüter feil. Abgestumpft vom Elend, das ich täglich hatte sehen müssen, glitt mein Blick schon achlos über die Gestalten hinweg.

Doch plötzlich fühlte mein Herzschlag aus. Da stand ein junges Mädchen, und das Gesicht unter dem bunten Kopftuch war das meiner Frau!

Ich glaube, die Leute hielten mich damals für verrückt, als ich auf das Mädchen zutrat und ihre linke Hand an mich rührte. Sie hatte — fünf Finger!

Ich weiß, daß zwanzig, dreißig Gaffer um mich herumstanden, als ich eine Entschuldigung flammte, dem Mädchen Dollarzeichen in die Hand drückte und weiter gehen wollte. Doch ich konnte nicht gehen. Denn irgend etwas sagte mir: „Das ist doch Dein Kind! Sieh nur das Gesicht an!“

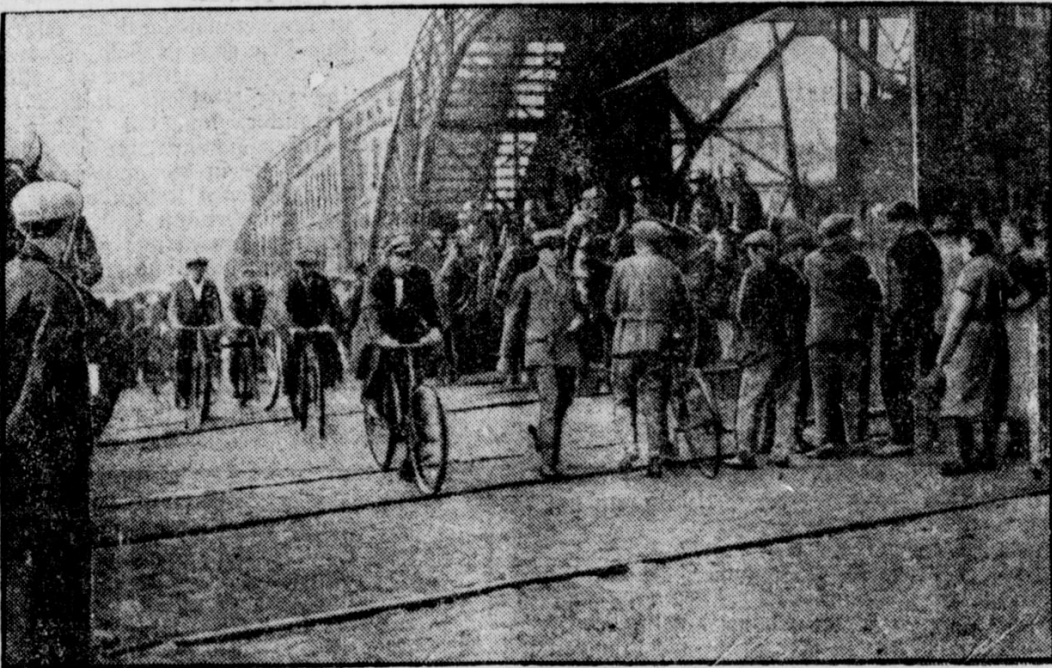
Und da in meiner Not — mitten unter den Gaffenden — tauchte vor meinen Augen ein seltsames Bild auf: Ich sah einen Arzt im weißen Kittel, und er betrachtete eine Hand mit sechs Fingern.

Da sagte ich dem Mädchen, es mühte mit mir gehen ins nächste Krankenhaus und seine linke Hand durchleuchten lassen, denn davon hing für mich so viel ab.

Ich war so erregt, daß ich heute nicht mehr weiß, was sich in den nächsten Minuten abspielte, bis wir vor dem Oberarzt des Krankenhauses standen und ich meine Bitte — brachte. Kopfschüttelnd tat man mir den Gefallen, weil ich ein zahlungsfähiger Fremder war, und hier die Aufnahme ist das Ergebnis. Sehen Sie, es sind nur vier Finger und ein Daumen vorhanden, aber hier zwischen Zeigefinger und Ringfinger ist noch ein fünfter Mittelhandknochen. Der Finger dazu ist nach Aussage der Ärzte im ersten Lebensjahr operativ entfernt worden.

So fand ich nach sieben Jahren mein Kind, das ich nie gekannt hatte.“

Schwere Unruhen beim belgischen Bergarbeiterstreik



Veritene Polizei vor einem Zechentor in Charleroi. Der Streik im belgischen Grubenrevier verschärft sich immer mehr. Mehr als 70.000 Arbeiter stehen bereits im Streik. Starke Militär-Abschaltungen mußten

in das Gebiet entsandt werden, da man einen Marsch der Arbeiter auf die Hauptstadt befürchtet. Bei Charleroi kam es zu schweren Zusammenstößen, wobei mehrere Personen getötet und verwundet wurden.

Die Trappe.

Eine afrikanische Reitergeschichte von Rudolf de Haas.

Der Vizegouverneur aus Oberschlesien, der lange bei einer Schwadron in Dresden gestanden hatte, und der lustige Rheinländer, der ehemalige Minister der Kaiserin, wollten für den Posten, dem sie zugeeilt waren, einen Braten schießen. Sie gaben den Maultieren die Sporen und ritten in die Steppe.

Es dauerte nicht lange, da saßen sie eine Riesentrappe durch das Gras dahinspazierend und am Boden piden. Sie konnten den mächtigen Vogel nicht, wollten aber auf alle Fälle dahinterkommen, ob er ehbar sei. Der Vizegouverneur sprang ab und erledigte die Trappe mit einem glücklichen Schuß.

Nachdem sie die Beute nach Gebühr angeknüpft hatten, überlegten sie, wie sie den Riesenvogel am zweckmäßigsten heimbringen. Der Rheinländer wollte ihn auf den Sattel nehmen. Es gelang auch, ihn hinten zu befestigen, aber der Schweifgeruch stürzte das Maultier, das unruhig wurde. Es machte eine wilde Bewegung, und die Trappe fiel zu Boden.

Der entsetzte Wulst tat einen gewaltigen Sprung zur Seite und stieg ferkengerade, als der Reiter einen neuen Versuch unternahm. Auch sein Gefährte hatte mit dem eigenen Maultier kein Glück: Es stellte sich ebenso förmlich auf, wenn der Reiter mit dem Federhieb von hinten heranrückte.

Der Vizegouverneur war aber nicht umsonst so viele Jahre in dem Lande gewesen, in dem die Leute helle zu sein pflegen. Schneller als der wilde Solinger wußte er Rat.

„Ich weiß“, was wir machen“, rief er triumphierend, „wir werden das verfluchte Federhieb nach Hause schleifen.“ Sprach's und wickelte die lange Leine seines Häfters auf. Mit größter Sorgfalt wurde die Trappe angebunden. Dann stiegen die beiden auf die Maultiere, die jetzt stillhielten und keinen Berrat witterten. Der Oberschlesier hatte die Leine hinten an seinem Sattel befestigt.

„So, das hätte tadellos geklappt“, meinte der Vater des Gedanken ganz befriedigt. „Jetzt dürfen wir allerdings nur im Schritt reiten, damit der Vogel nicht zu Schaden kommt.“

Der Rheinländer, nicht. Zuerst Sinnes. Ritten die beiden

Reiter dahin und sahen die Beute bereits in einem der riesigen Töpfe der Eingeborenen, den sie sich besorgen wollten, schon braun und knusprig werden. Jedoch das Schrittreiten wurde auf die Dauer langweilig. „Wir könnten eigentlich doch einmal einen kleinen Trach versuchen“, meinte einer der beiden, „der Vogel wird ja wohl nicht gleich in die Widen gehen, wenn er gegen ein paar Steine stößt.“

Der andere war der gleichen Meinung. Die Maultiere trabten an. Blötzlich stieg die Trappe gegen einen großen Felsstein, rollte ein paar mal wie verzwirbelt von der einen Seite auf die andere und lag dann gegen einen Felsblock, wobei sie die riesigen Flügel ausbreitete und in die Höhe hobte.

Das war zu viel für das Maultier des Oberschlesiers. Von wahnsinnigem Schreden ergriffen, sprang es in Galopp über und ging ab, als ob ein Nashorn hinter ihm herdonierte. In rasendem Tempo setzte es über Stock und Stein. Je toller es fuhr, um so wilder wurde der Vogel. Zuweilen flog er zwei Meter hoch in die Luft und wimmelte mit ausgebreiteten Schwingen wie der Albatros im Sturm über ein durch die Wellen brausendes Schiff.

Der Solinger hatte sich gleich anfangs in Galopp gesetzt und verjagte so folgen. Er fürchtete, es werde ein Unglück geschehen. Sein Gefährte war zwar ein gewandter Reiter, aber das Maultier konnte jeden Augenblick über einen der Wälder stolpern und sich und den Reiter das Genick brechen. Von hinten hatte man den Eindruck, der gepöhlte Vogel greife auf der Stelle in die Höhe hinein. Die Trappe schien mit weitausgebreiteten Flügeln sich auf den Vizegouverneur zu stürzen und ihn mit wilden Schlägen ihrer Schwingen aus dem Sattel schlagen zu wollen.

Es war unmöglich, der grausen Jagd zu folgen. Entsetzt hielt der Rheinländer sein Tier an und starrte hinter dem Sattel her. Eben fand die Trappe scheinbar festsitzt über dem Reiter wie ein Voge das Unglück aus einer anderen Welt. In Panik sprang ein Rabel Zedern in rasender Flucht in eine Schlucht hinein, und ein verzerrtes Grinsen lagte

mit allen vier Läufen zugleich in die Luft, ohne erst nach der Weise seiner Sippe durch den Schwanz angeregt zu sein. Ein paar Thomson federten wie tolle Kreisel in Gedankenflucht dahin. Zwei Schakale verschwanden in einem Schweinsloch. Kein Lebewesen hielt diesen Anblick aus. Sogar eine Puffotter, das giftigste, aber auch trügliche Reptil der Steppe, fuhr neben den Hufen des Maultiers auf und schoß in einen Spalt.

Der Rheinländer war weit hinten zurückgeblieben, aber er sah das Ende noch, wenn er auch den Zusammenhang nicht zu entschleiern vermochte. Blötzlich gedachte er, wie das fast zu Tode geketzte Tier nicht weiter taunte. Als er näher kam, stürzte sich der Sachverhalt auf.

Der Reiter war seinen Vogel los. In der höchsten Not, als er schon selbst für seinen Rachen keinen Beller mehr gab, war ihm ein rettender Gedanke gekommen, hell wie ein Stern in finsterner Nacht. Er hatte ja ein Taschenmesser bei sich, frick geschliffen und haarhart. Schnell wie der Gedanke war die betretende Tat: Im selben Augenblick hatte er die Häftlerleine gefasert. Von dem entsetzlichen Phantom erlöst, fiel das unglückliche Maultier in eine gemäigte Gangart und stand gleich darauf still.

Eine kleine Strecke nur trennte den Reiter noch von dem Posten. Das Lager winkte wie der Himmel nach der Hölle. Aber nun wollte der Vizegouverneur wissen, was aus dem Vogel geworden war. Er band sein Maultier an einen Baum und ging zu Fuß auf die Suche. Abgesetzt, wie er war, mußte doch seinen Vogel wieder haben und seine Häftlerleine dazu.

Als der Rheinländer heran kam, hatte der Vizegouverneur eben seine Leine wiedergefunden. An der Leine saßen nur noch der Hals und ein Bruchteil der Trappe. Wenige Federstücken waren daran. Das Fleisch war infolge des Schließens und Stokens gerstet und gerstet, als sei es zu einem Latenzbeest ausgerichtet.

Glück wünschend drängten sich auf dem Posten die Kameraden um den Vizegouverneur. Durch das Glas hatten sie einen Teil der wilden Tat mitangesehen. Zeter Raunte, daß der Reiter mit dem Leben davongekommen war.

Das Goldstück.

Skizze von Hans Rensler-Warburg.

Heinrich Höpner wußte, daß es mit ihm zu Ende ging. Gedankenlos strichen seine rauen, knochigen Hände über das weiße Kinn des Bettes, sein Blick ging suchend durch den hohen Raum, in dem sich die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fingen. Gerade so, als wollten sie ihm das Sterben erleichtern, als wollte ihm die Sonne Lebenskraft lagern.

Die Sonne — !

Die er so sehr geliebt, daß er Zeit seines Lebens mit ihr durch die Heimat schritt, freudig und quer, von Nord nach Süd und vom Rhein bis zur Oder...

Das war Heinrich Höpners Leben.

Der Achtzigjährige lagte still in sich hinein. Das war noch eine lustige Welt, damals, als er mit dem Elternhaus abgefahren war, damals — das war — das war, na, so ungefähr vor sechzig Jahren! Du lieber Himmel! Wo war die Zeit geblieben? Man war ein Greis geworden und hatte es nicht bemerkt, hatte manches Paar Schuhsohlen auf den Landsträßen abgewetzt, war gelaufen, getrippelt, gelaufen — und doch nie zu einem Ziele gekommen.

Der Alte strich sich das schweißige Haar aus der Stirn. Als junger Bursch auf die Landstraße hinaus, von der Burg aus war man an den Rhein marschiert, hatte Deutschland kennen gelernt, wie man sonst nie Land und Leute, Volk und Heimat kennen zu lernen pflegt, wie sich einem sonst niemals Allmutter Natur zu offenbaren vermog!

Baba! Er kannte sich aus, da draußen! Hatte noch bis ins hohe und höchste Alter hinauf den Wandertrieb in sich, der ihn nie stillhaben ließ, der ihn vonwärtsdrängte, unbekannten fernen Zielen entgegen. Und nun wußte Heinrich Höpner, daß er bald am Ende war...

Das unterhaltende Bodenseeschifflein/ Skizze von Wilhelm Schuffen

Man hatte ihn gefunden, draußen vor den Toren der Stadt, ihn, den der Himmel nicht, wie er sich's gewünscht, auf der Landstraße sterben ließ. Hatte ihn ins Krankenhaus gebracht, ins Bett gesteckt. In ein Bett! Das er eigentlich nur vom Hörsagen kannte.

Und da lag er nun und rüstete sich zum Gehen! Schon oft war er nahe daran gewesen, auszuweichen aus der Lebensfalle, in der er in gewöhnlichem Trab durch das Dasein bummelte. Damals vor fünfzig Jahren, als er bei einer Keilerei drüben im Schiffsbau ein Messer zwischen die Rippen bekam und nach sechs Monaten Spitalzeit noch ebenso lange hinter schwebenden Gardinen über den Jock solcher Schlägereien nachdenken konnte...

Das waren noch andere Zeiten! Da gab's noch wenig „Konkurrenz“ in den Dörfern draußen, da hatten die Bauern noch eine offene Hand, da stand die Kunst der Walzbrüder noch in Ansehen und Würde. Und wenn man irgendwo bei einem Bauern zum Mittagstisch geladen wurde, da wachte man mit viel Grandezza dieser Einladung Folge zu leisten. Und wenn man wieder abzog, da hatte man den Gastgebern die Heimat geschickt, wie sie wirklich war und trug einen prächtigen Namen auf dem Rücken.

Oder in der Stadt! Wenn man in guter Art anknöpfte, höflich fragte, dann konnte man ein hübsches Stämmchen — wenn auch nur Kupfer war — in der Tasche klinkern lassen und sich am Abend auch noch einmal ein Wirtshaus von innen besehen.

Dann kam der Krieg. Und er, Heinrich Höfner, war bereits ein alter Mann. Die Landstrassen Deutschlands wechselte er mit denen Frankreichs und Russlands, zog statt des verschlungenen Mittels den schmalen Rod an. Er, der alte Mann! Der nichts zu verlieren hatte als sein kümmerliches Leben, der keine Heimat besaß, die ihn hielt — er blieb erschont.

— und kehrte heim! Heim, auf die deutschen Landstrassen, die ihm noch fremdlicher schienen, seit der Krieg zu Ende.

Aber ihr Gesicht änderte sich bald.

Heinrich Höfner empfand mit einem Mal ein brennendes Durstgefühl. Er griff zum Wasserglas, schau an, es ging noch ganz gut, es stand noch gar nicht so schlimm mit seiner Gesundheit. Ja, warum lag er eigentlich hier?

Wäre er, gewiß, aber wie oft war er schon müde gewesen, wie oft schon hatte er unter einem hohen Baum geschlafen, geschlafen wie ein Prinz im schönsten Himmelbett! Ja — in der Nachkriegszeit wurde es anders auf den Landstrassen. Da herrschte nicht mehr der fröhliche Ton, wie man ihn von früher her kannte. Da tauchten verhärmte Gesichter auf, Menschen, welche die Verzweiflung hinaus trieb, weil die Heimat kein Brot mehr für sie hatte.

Gefallen begegneten einem, denen ein unleserliches Placard aus den Augen blühte, die einem nicht ins Gesicht zu sehen wagten.

Es war anders geworden, alles, alles anders... Es wäre vielleicht richtig gewesen, wenn er damals hoch droben im Ergebirge die junge Witwe geheiratet hätte, die ihn durchs Leben nicht mehr weiter ziehen lassen wollte.

Wobei —

Heinrich Höfner war's zufrieden so. Wenn man auf der Landstraße schon einmal achzig Jahre alt geworden ist, dann wird's allmählich Zeit, anders das Feld zu räumen.

Er rief nach der Schwester. „Hören Sie, Schwester, da dort, in dem alten Kettel — finden Sie — nein, dort links — so ja — haben Sie es gefunden? Nicht...?“

„Hahaha! Das glaub ich! Ist auch gut verwahrt. Die Menschen sind so leichtgläubig.“

„Schau'n Sie mal her: Hier fühlen Sie? Das Farte? Das ist noch ein Goldstück, mein letztes, zwanzig Mark — das ich mir aufgehoben hab', um dereinst nicht ein Bettelbegräbnis zu bekommen. Da — nehmen Sie's doch, und wenn man mich eingestrichelt hat, ich weiß ja nicht wo — dann, gelte, Schwester, dann beten Sie mal ein stilles Vaterunser für einen, für einen — der zu nichts nütze war in der Welt, der keine Heimat hatte, keinen Menschen, der ihm einmal Blumen aufs Grab legen könnte... Und — da, die zwanzig Mark, gelte, dafür lassen Sie mir halt mal ein paar Blumen, die ich immer so gern gehabt hab'... Und nun, Schwester, gut Nacht!“

Der Alte drehte sich auf die Seite und schlief. Schlaf den Schlaf des altersschwachen Menschen, der nicht mehr den Wunsch hat, aufzuwachen. —

Zwei Tage später trug man den Toten auf den stillen Friedhof hinaus. Er hatte endlich die Heimat gefunden.

Der Hobbobauer aus Wirt.

Erlebnis von Rudolf Behrens.

Sommertag in der Sibire. Die Ballunspitze trauert um die Sonne und hat ihre Wolkenschatten auf Halbmond gezogen. Im Pazifik blühen die Kartoffeln im Schnee. Ich habere mit Zeit und Wetter und feige verdrießlich nach Wirt hinauf.

An den Gorknerwänden host ein Gnom und lacht mich unter einem Felsdach freundlich an. Ich schüttele den Regen aus meiner Hutkrempe und trete in seine Höhle. Mir ist jedes Wesen recht, um meine Sauwetterstimmung an ihm auszulassen, mag es Mensch oder Schrat sein. „Der Teufel hole Horn und Pig!“ rede ich ihn an. „Was lacht Ihr uns auf Eure Berge, wenn der Himmel sie mit Wolken verhängt? Ihr müßt mit Petrus auf schlechtem Fuße stehen, wenn er Euch solches Wetter beschert.“

Der Herrgott gibt es; der Herrgott nimmt es. Was er tut, ist gut, antwortet das Mandl, klopft sich eine Pfeife mit billigem Knaster der Desterreichischen Tabakregie und hillt sich in eine Stinzwölle, in der ich fast ersticke. Dabei kramt er mit den knöchigen Fingern seinen grauen Rübezahlbart und blüht mit den schwarzen Augen so lustig in den Nebel, als kähe er im hellsten Sonnenschein auf der Alm und nicht unter der Traube eines Gneisblodes.

„Ihr seid ein sonderbarer Kauz“, sage ich, „lacht das Wetter aus und pfeift darauf, wenn Euer bißchen Winterfutter verkauft und die paar Erdäpfel, die Ihr zu ernten habt, erfrören?“

„Ich bin der Hobbobauer aus Wirt“, antwortet er, „kenne seit 77 Jahren böses Wetter und weiß, daß die Sonne sich nicht unterliegen läßt.“

„Wenn Ihr die Berge schon so lange kennt, dann sagt mir, wann das Fluthorn seine Krone zeigt, das Große Eechorn ohne Stolz sich reiten läßt und der Wain sein Panoramata frei gibt?“

„Zwischen Mathon und Vermont liegt meine Straße. Vom Gorkner bis zum Fäner reicht meine Welt. Die Berge hinter der Trisanna kenne ich nicht!“

Ein enges Talgefängnis, anderthalb Stunden lang und eine halbe breit. Ich kann es bei klarem Wetter mit einem Blide übersehen. Angestrichelt duden sich darin die Tannen unter den Fels, die einzige Stille dieser armseligen Lebensbühne. Mit gehört dazu, hier einen lebenslangen Kampf mit der Naturgewalten auszuschicken. Er ist dem Wollenscheider Christel, Hobbobauer aus Wirt, in das Gesicht geschrieben. Es schumpfte darüber zum Gnomenamtlich ein und verlor seine Menschendehnlichkeit.

„Seid Ihr in diesem Tal geboren, Alterchen?“

„Drinnen in Vermont steht meine Wiege. Ich bin der fleckende Bub gewesen. Mein erster Schrei war meiner Mutter letzter Seufzer.“

„Das Schicksal gucke früh in Eure Wiege. Wer zog Euch groß?“

„Die ältere Schwester. Sie ließ in meinem ersten Lebensjahre das Wägelchen den Kirchberg hinunterlaufen. Just vor dem Herrgottsblide unter der Kirchhofsmauer überflieg es sich, begrub mich, ließ mir das Leben und diesen Wudel.“ Dabei wies er auf den gebeugten Rücken, der ihm mehr Stolz als Unzier schien. „Wich hat der Herrgott unter seinem Bild gezeichnet.“

Aus dem Regen ist ein Schneereiben geworden. Ich trete näher an den Alten heran und bade mich unter seine Traube. „Sagt Sie allmählich solch Gunde Wetter?“

Ich habe schon manchen stolzen Dampfer in so manches Meer fahren sehen, aber so ein Bodenseeschifflein ist halt auf ewig eine besondere Sache.

Das ist das doch für ein beruhendes Bild, wenn so ein schmales, schwanenweißes Fahrzeug in den Düst der bergumrahnten Ferne hinausgleitet und auf der Fahrt sein blühendes Kielwasser wie eine lange majestätische Schleppe in dem von himmlischen Zitterlichtern wimmelnden blauen See hinter sich herzieht! Und was für eine Herrlichkeit im kleinen Rahmen ist es erst, wenn so ein kühner weicher Riesenwasserfögel an dunkler Wetterwand entlangfährt, wenn ein Gewitter über den See braust, wenn gelle Blitze sich in die erregten Wasser stürzen, wenn dumpfe Donnererschläge von den versunkenen Ufern herüberrollen, wenn das Gebirge ultramarindunkel in den Aufrühr der Welt flarrt, wenn der See voll Gischit und Flugschaum milchig, grün und grau und dunkelblau und pechschwarz und tödlich gelb überleuchtet und die Wischmassen wie Herden tollgewordener Delphine sich jagen!

Die Anwohner aber haben für diese weischauffäulenden, heftig durcheinanderwirbelnden Sturzwellen einen gar lieblich gerühnten, beschaulichen und in mancher Hinsicht sehr treffenden Namen. Sie nennen sie ganz einfach Schäfchen. ...

Wenn der See „Schäfchen“ hat, gehört eine Fahrt auf einem dieser wackeren Bodenseedampfer zu den feinsten Dingen in Gottes irdischem Paradiesgarten. Den Anblick aber, den ein solches Fahrzeug bietet, wenn es bei Nacht, wie von eigenen Lichtglanz getragen, mit einem großen, goldenen Stern am Mast, als ein offenkundiges Märchen in einen der stillen kleinen Häfen gleitet, kann man nur andeuten, weil ja die Worte dafür doch nicht ganz ausreichen.

Es ist also begreiflich, daß auch Madlener und seine Frau und auch ich so bald als möglich auf ein solches Schifflein kommen wollten. Und da wir den Willen hatten, hatten wir auch bald einen Anlaß.

Wir fuhren also eines schönen Tages über das Wasser in die Schweiz, wo ein Sängerfest stattfand.

Allein der Sängerbund, an dem wir teilnahmen, hatten ansehnlichen Willen, war leider gründlich verregnet worden. Auch wir wurden von einem jähigen Gewitterregen trotz Regenschirmen gehörig eingeweicht. Und Frau Madlener hatte also wieder einmal eine treffliche Gelegenheit, ihren Verdruß über Schültern und Kopf hinauszuschieben und ihren schalachen Unterrock leuchten zu lassen.

Zuletzt flüchteten wir uns in ein kleines Kaffeehaus, wo Madlener sich so nebenbei auch einen kleinen Borsat an „Schweizerstumpen“ kaufte, um ihn bei der Rückfahrt ans heimische Ufer hinüberzubringen.

Nun mag man über Zollgrenzen und Grenzpfähle und deren Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit denken, wie man will, Tatsache ist, daß sie zu der Zeit, als wir uns anschickten wieder aus der nassen Schweiz hinauszufahren, jedenfalls noch in Kraft waren.

Madlener stopfte also seine überzähligen Zigarren zuerst in die Taschen, dann zog er sie, weil er den Taschen nicht traute, wieder heraus, wickelte sie ins Schnupftuch und band sie an die Hosenträger, indem er sagte: „Das Wend werde ich wohl nicht gleich ausziehen müssen.“

Auch das soll schon vorgekommen sein, man soll zum Beispiel so manche Seidenhummeln, die unerlaubte Seide auf ihrem Leib trug, so lange abgepalpt haben, bis die blaue Eide herauskam“, bemerkte ich lachend.

„Doch, oho!“

„Wich tär's grad freuen, wenn sie dich erwischen täten“, erwiderte sich nun aber Frau Madlener. „Wozu braucht du denn ausgerechnet Schweizerstumpen? Wozu wegen dieser dummen Ausscherei dein Gewissen beschwören und das Gesetz übertreten, das finde ich sehr einfältig. In früheren Zeiten hat man auch nicht geraucht und dennoch gelebt.“

„Ach was, das hat mit dem Gewissen gar nichts zu schaffen. Es läuft ja doch bloß alles darauf hinaus, daß ein Laie den andern das Geld abnimmt, und daß man eben die Dummheit packt, wo man sie findet. Diese ganze Zollkomödie hört ja auch einmal ganz von selber auf, das sieht ein Bänder ein.“

„Au, was du willst, aber laß mich in Ruhe damit, ich will mir nicht auch noch die Finger daran verbrennen. Wenn es dir aber Spaß macht, im Fend vor den Zollbeamten zu stehen, na, meinweg.“

Nun hatte aber Madlener plötzlich einen überaus glücklichen Einfall. Er begab sich also an einen heimlichen Ort und verstaute daselbst seine überzähligen Zigarren in seinem Regenschirm, den er alsdann so kunstgerecht wieder zusammenrollte, daß nach seiner Meinung auch kein noch so geübter Zollwächter dahinterkommen konnte. Er tat das alles ganz geheim und behauptete nun auch seiner Frau gegenüber, er habe die Schweizerstumpen soeben einem Bettler auf der Straße draußen geschenkt, der ihm zum Dank dafür sagt die Hand geküßt habe.

„Zeit es mir den Josef von der Seite riß, ein um das andere Jahr.“

„Wer war der Unhold, der dieses tat?“

„Ein Döse. Es war im Späthommer, als ein Schneewetter wie heute die Jamaja verschüttete. Ich ging mit meinem Bruder Josef zum Schneewein hinauf, das Jungvieh beieinander zu halten. Rinder und Hund drängten mit uns gleichzeitig über den schmalen Steg der reisenden Ahe. Ein Schrei. Der Josef war verschwunden. Ein tollpatschiger Döse hatte ihn hinabgestoßen. Vor dem Kofle in Galltör trieb er aus Land. Ich halfte für ihn ein Martel und ließ es für zwei Tagwerke beim Schwärze schon bemalen.“

„Das finde ich noch viel einfältiger“, tabelle Frau Madlener ihn aber aufs neue, „wenn einer schon einmal etwas lauft, muß er auch den Mut aufbringen, es mitzunehmen. Wenn ich also, gesetzt den Fall, einmal Seide gekauft hätte, hätte ich sie auch mitgenommen. Darauf lauft du Gift nehmen.“

„Vor einer Weile hast du grad das Gegenteil gesagt.“

„Ach was. Ich hab' dich ja auch nicht für einen solchen Gafensfuß gehalten. Ich sag' es noch einmal, wenn ich einmal was gekauft hätte, hätte ich es auch mitgenommen. Das kann ich dir schriftlich geben. Diese paar Zigarren zum Beispiel hätte ich ganz einfach unter meinen Hut genommen, dann hätten sie mich ausziehen können, solange sie gewollt hätten.“

„Oho, oho. Ich hätte gute Lust und tär' mir jetzt noch einmal eine Portion laufen und sie dir dann auf den Kopf unter deinen Hut legen.“

„Das tär' ja grad noch fehlen, daß man zu der alten Dummheit noch eine neue dazu macht. Was mich aber am meisten ärgert, ist das, daß du auch noch lachen magst, wo du nun doch dein Geld zum Fenster hinausgeworfen hast. Du tuft grad, als ob du nicht ein armer Schlicher, sondern irgend ein Krösus wärst, der sein Geld im Schlaf verdient. Du brauchst wirklich keine Angst vor den Zollwächtern zu haben, denn dir sieht man die Unvernunft ja schon von aller Weite an. So eine Dummheit, etwas zu kaufen und es dann aus reiner Angst wieder zu verschleppen!“

„Aber ich habe die Stumpen ja noch“, versetzte Madlener nun plötzlich.

„Spar' deinen Witz, du hast nicht zuviel davon. Wo hast du sie denn, hä? Wo?“

„Dafür laß mich sorgen, vielleicht stecken sie gerade unterm Hut“, antwortete Madlener piffig.

„Dumm genug wärst du.“ Sie rang heimlich nach Luft. Sie bekam aufs neue Angst; denn man stand nun bereits vor der Sperre.

Aber es ging alles glatt. Und ein gerollter Regenschirm war auch in der Schweiz eben ein gerollter Regenschirm und nichts anderes. Allerdings fand nun noch eine Zollrevision beim Aussteigen statt. Nun ja, man würde sich eben wieder gehörig zusammennehmen.

Auf dem Dampfer befanden sich bei diesem Wetter wenig Leute. In den blauschwarzen Schweizerbergen drüben war Neuschnee gefallen. Es war plötzlich ziemlich kühl geworden. Man suchte also von selber die Wärme auf.

So ein Bodenseedampfer mit diesem anheimelnden, geschlossenen, stubenartigen Raum über dem Maschinenhaus war in der Tat eine sehr feine Sache. Daß man hier überdies auch noch die freigelegte, tatmäßige stampfende Maschine ganz nach Wut betrachten konnte, war doppelt fein. Hier war sozusagen alles beieinander: Kopf und Herz und Arme und Beine, während zum Beispiel bei einem Eisenbahzug der Gaul für sich allein vorauslief... Das war wirklich fein.

Madlener blieb also am Messinggeländer über dem Maschinenraum stehen und sah dem unterhaltenden Schauspiel zu. Da hatten die Augen wirklich voll auf zu tun, da konnte man auch am besten über dies und jenes hinwegkommen. Wenn er übrigens daran gedacht hätte, daß die entscheidende Zollrevision diesmal erst nach der Ueberfahrt stattfand, hätte er tatsächlich die paar Schweizerstumpen lieber an einen Handwerksburschen verpfändet, anstatt sich um die ganze Seefahrt mit dieser heftigen Sache zu verberben. Er zog das plötzlich sehr lästige Regendach ärgerlich über das Geländer hinweg und drückte es verächtlich an sich. Nun konnte ihn wenigstens niemand mehr von hinten her beschuldigen. So eine widerwärtige Einrichtung wie dieser Grenz Zoll! Was es denn noch nicht genug Plagen in der Welt? Mühte der Mensch noch selber neue dazu erfinden?...

Drummen im Maschinenraum läte sich jetzt ein Geizer in Fose und Fend mit einem großen Schürbaken in der Hand aus dem Halbdunkel, öffnete eine Feuerür und wühlte mit dem Eisen in der herausgeschlagenen Glut, so daß nun sein Fend und seine Fose ganz in Gold getaucht waren. Das war höchst unterhaltend und geritzend. Auf einer schmalen Eisentreppe, die jetzt gleichfalls im Licht des herausgeschlagenen Feuers erglühete, kam ein zweiter Maschinist herab, ergriff einen großen Hammer, geschlug damit einen Haufen Eisentohlen, warf sie in die auflodernde Glut, goß Wasser über die herausgefallenen Kohlen vor dem Fendloch, kehrte, in einem ganz wunderlichen Glutnebel stehend, die Sache mit einem Besen zusammen und füllte eine neue Kanne mit Wasser aus einem Fahn unter einem auf und nieder gehenden Kolben.

Das alles war wirklich höchst unterhaltend. Auch dieses Spiel der blanken Maschinenteile konnte man immer wieder aufs neue verfolgen, und man bekam es eigentlich faum satt, zuzusehen, wie schwingend die schweren Kolben hochgingen und niederfielen, wie die stählernen Kolbenscheiben

so wunderbar haarhart nebeneinander herfielen, wie alle dieser blühblanke Stahl heraufspiegelte, wie das tabelloso gepurte Messing der Selbsthalter strahlte, wie überhaupt alles so geschmiedet in Del lief und sich im Laufen selber schmiedete. Das war alles sehr fein. An einem Gebelgriff las Madlener jetzt: „Wasser“, an einem andern: „Gauptdampf“, an einem dritten: „Sifsdampf“. Diesem unterhaltenden Schifflein konnte man in der Tat durch Herz und Nieren sehen.

So etwa mühte man einmal allen Dingen auf den Grund sehen können. Das wäre so etwas. Da könnte einem ja manches Licht in der Welt aufgehen. Das mühte wirklich sehr interessant sein.

Aber da fielen ihm auch alsogleich die verwünschten Schweizerstumpen in seinem zusammengefallenen Regenschirm wieder ein, den man alsdann ja gleichfalls durchschauen mühte, und einen merkwürdigen Augenblick lang war dies wohl wirklich bereits der Fall, denn es war ihm jetzt plöblich, als müße er nun endlich diesen veruchten, nun auch noch vollends durchsichtig gewordenen Schirm mit den verwünschten Schweizerstumpen vor lauter Verdruß über diesen lächerlichen Joll und vor lauter Ärger über sich selber von sich schleudern und noch einmal von sich schleudern!

Oder wie war es denn eigentlich zugegangen?

Aber das war nun ja leider eigentlich ganz gleichgültig, ob er seinen Schirm buchstäblich weggeworfen hatte oder ob er ihn einfach hatte fallen lassen oder wie es nun hergegangen war. Jedenfalls vernahm er jetzt plötzlich einen Aufschrei, der offenbar von ihm selber herührte, dann einen von drinnen vom Maschinenhaus, einen ganz furchbar stehenden von seiner Frau, und so ging es fort. Und nun wußte er auf einmal, woran er war. Er griff entsetzt in die Luft...

Aber das, was nun folgte, sollte nun eigentlich ein sogenannter Expressionsfall erzählen, der jetzt die schönste Gelegenheit hätte, seinem Dichtertrug die Zügel schiefen zu lassen und auszumalen, wie der Regenschirm zwischen die schwingenden Kolbenscheiben geriet und schon in der nächsten Sekunde in tausend Fegen in alle Winde flog. Und waren nicht unfeigerweise die Selbsthalter der Maschinen auch noch aus Glas? Und hing nicht auch noch die Zägenrühr eines Geizers an einer mit Blech beschlagenen Wand neben der Eisentreppe? Und wenn es also im ersten Augenblick zerbrochene Regenschirme regnete, konnte es im zweiten Glasplitter und Ubräder regnen. Und stand nicht überdies auch noch Frau Madlener mit offenem Munde auf der anderen Seite des Geländers? Da bestätigte sich also wieder einmal die alte Wahrheit, daß selbst kleine Unfällen das ganze Unheil anrichten können. Aber wir wollen bei der Sache bleiben und nicht mehr erzählen, als sich in Wahrheit zugegetragen hat.

Der verhängnisvolle Schirm wurde also leider tatsächlich von der Maschine erfasst, er wurde ferner auch ein wenig gedrückt und zerrieben, dann aber samt den überzähligen Schweizerstumpen verächtlich wieder ausgespien.

Die Geizer flüchten, die Schiffsbewanten liefen herbei und nahmen ebenfalls kein Blatt vor dem Mund, und auch die Reisenden mischten ihren Ladel herein; denn es war wirklich über alle Massen leichtfertig, daß ein Mensch mit gesundem Verstand mit seinem Schirm an solchem Ort so unüberzählig ungeschickt umging.

Da hätte wirklich das allergrößte Unglück daraus entstehen können... So ein leichtsinniger Mensch gehörte aufgeschrieben und mit Recht bestraft...

Als aber einer der beiden Geizer dann die auf dem Boden herumliegenden Schweizerstumpen entdeckte, schlug die Entdeckung sofort in allgemeine Festerkeit um.

„Und geschmuggelt hat der Mensch auch noch!“ rief einer der Maschinisten aus. „Da liegt der ganze Salat.“

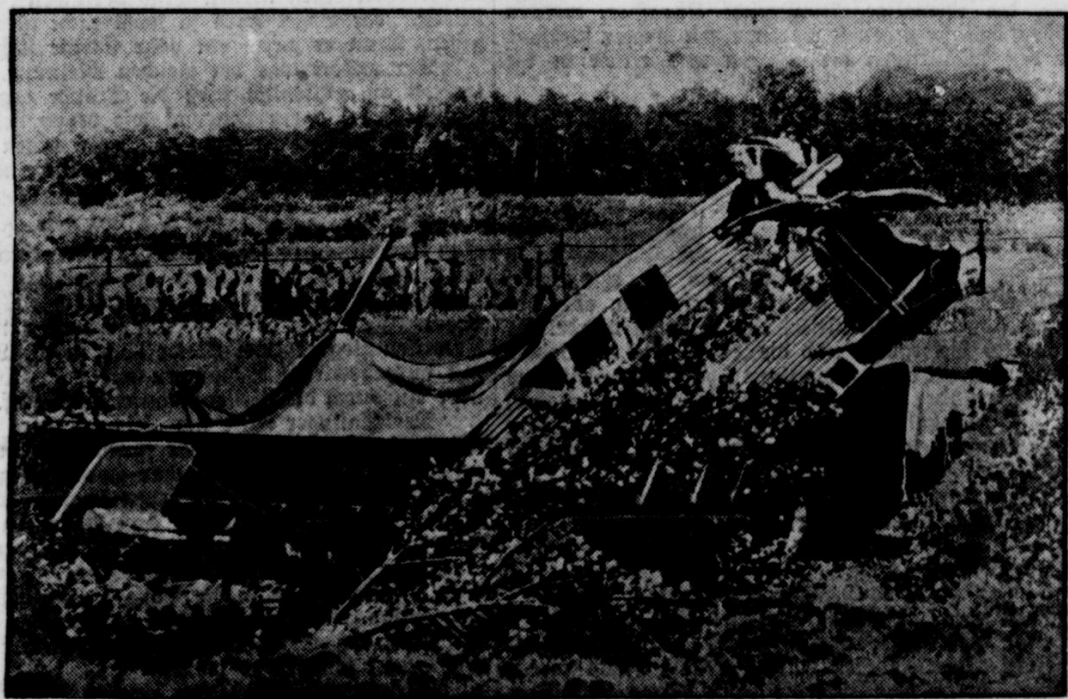
Frau Madlener drehte sich entsetzt um. O, die Schande! die Schande! Wie einer aber auch so strobodum sein konnte und seine Zigarren in einen Schirm einrollen... Da hörte schon gar alles auf. Sie stahl sich beschämt in einen Winkel.

Dem armen Madlener aber blieb eigentlich nichts anderes übrig, als schließlich eben frampfhaft mitzulachen.

Unterdessen hatten die Geizer das, was einst ein Regenschirm gewesen war, mit dem Besen zusammengekehrt, die noch brauchbaren Schweizerstumpen aber kurzerhand in ihre Taschen gesteckt.

So ein Bodenseedampfer war wirklich eine unterhaltende Sache. Die Maschine stampfte gewaltig. Und der gute Madlener fand es nach allem, was vorgefallen war, nun erst recht herzerstarkend, sich ans Geländer zu lehnen und von neuem diesem rhythmischen Gesang der schwingenden Kolben zuzuhören, die jetzt gleichsam immerfort auf etwas losstiegen, was ja längst abgeholt und gerissen und in Fegen zu dem verruchten Regenschirm in den Dien geordnet gehörte.

Erstes Originalbild vom Flugzeugabsturz Watas



Die Trümmer des Flugzeugs, mit dem der tschechisch abstürzte, als er zu einer Geschäftsreise nach der Schweiz aufgebrochen war.

„Ihr habt viel erduldet, Wollenscheider. Doch wie ich höre, seid Ihr bewahrt. Habt Ihr auch Waden, Madels?“

„Schaut hinunter! Der Kirchhof wird lust hell. Ihr könnt die letzten Kreuze an der Mauer zählen. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs. Mein Weib, drei Waden und zwei Madels. Den siebten und letzten ließ mir der Herrgott für mein Alter.“

Bei diesen Worten trock es wie eine Schlange über meinen Rücken. „Wie kam das, Bauer? Schlich eine Seuche durch das Tal?“

„Der weiche Tod. Es war am Heiligabend vor 27 Jahren. Die Kinder träumten vom Christkind, das sie wecken sollte. Da fiel ein Brauner, Donnern, Boltern, Krachen über uns. Als ich die Augen aufschlug, lag ich in Waden und Schnee weit drängen auf der Wiefe. Mein Haus war noch gefest. An seiner Stelle lagen Rabentrümmer. Mein Weib, drei Waden, zwei Madels hatte die Christnacht lebendig begraben. Ein Bub war mir geblieben, der mir half, die Toten in den Gottesacker zu legen.“

Ich starrte den Gleichmut, mit dem der Alte dies erzählte, an. „Wie habt Ihr den Schlag ertragen können, Hobbobauer?“

„Der Herrgott gibt es; der Herrgott nimmt es. Was er tut, ist gut“, antwortet er...

Das Wetter hat sich ausgetobt. Strahlende Sonne liegt auf dem Sommerhne und läßt im Tale Milliarden Diamanten funkeln. Ich steige mit dem Wollenscheider Christel nach Wirt hinauf. Er ist vergnügt, schwätzt und lacht.

„Macht Euch der lange Winter in diesem Sochial keine Pein?“ fange ich ein neues Gespräch an.

„Da schlafe ich halt“, gibt er zur Antwort, „und stehe in der Wode nur einmal auf.“

Ich sehe zur Seite, ob nicht ein vergaunertes Murrelter neben mir schreiet. Vor seinem Holzhaue reiche ich ihm die Hand und sage: „Ihr seid ein Feld, Hobbobauer.“

Er lacht und erwidert: „Mach kriegt das Leben nimmer unter.“

Kaum habe ich mich umgewandt und bin schon Schritt gegangen, erschrecke ich durch ein gewaltiges Geföse. Hinter mir ist die Latinenmauer seines Hauses eingestürzt und deckt den Karrenweg zu. Die letzten Steine rollen über meine Füße. Jenseits des Trümmerfeldes steht der Hobbobauer und reibt sein Bein. Ein Blod muß ihn gestreift haben. Der Alte schreit zu mir hinüber: „Beimache halt“ es uns erwisch. S war höchste Zeit gewesen, auseinander zu gehen. —

Der Hobbobauer folgt mir nach, ins Dorf, auf die Berge, in die Heimat, ins Leben. Und wenn mich das Schicksal in Trübnis versetzt, tritt er an mich heran und raunt mir ins Ohr: „Der Herrgott gibt es, der Herrgott nimmt es. Was er tut, ist gut.“ Dann fähle ich mich klagend und heiße die Bäume zusamment.